

Rezension zu: Ellen von den Driesch, Unter Verschluss. Eine Geschichte des Suizids in der DDR 1952-1990, Campus Verlag 2021.

Es handelt sich hier um die Langversion der im Juli 2021 bei H-Soz-Kult veröffentlichten Rezension.

Die DDR hatte bekanntlich eine der höchsten Suizidraten der Welt. Zu den Gründen wurde bereits intensiv geforscht. Unstrittig ist, dass das SED-Regime kaum für die hohe Zahl der Suizide verantwortlich gemacht werden kann, da bereits viele Jahrzehnte vor Gründung der DDR die Suizidrate in der Region im Vergleich zu Westdeutschland erhöht war. Aber welche Ursachen hatte dieser langfristige Ost-West-Unterschied dann? Und wieso ist er gegen Ende des 20. Jahrhunderts verschwunden? Zu diesen Fragen gibt es immer noch Forschungsbedarf. Die neue Untersuchung von Ellen von den Driesch weckt dahingehend große Erwartungen, zumal es im Klappentext heißt, dass die Studie auf „verloren geglaubten Daten“ basiert, die die Autorin wiederentdeckt und damit „eine völlig neue Datenbasis“ geschaffen habe. Erstmals erlaube „dieses bisher unveröffentlichte Material eine systematische Analyse der Veränderungen der Suizidraten in der Deutschen Demokratischen Republik“. Einige Medienberichte haben diese verheißungsvolle Ankündigung bereits aufgegriffen, ohne sie kritisch zu hinterfragen. Auf der Website von ZDF-Aspekte heißt es, dass hier „die Suizidgeschichte der DDR erstmals frei vom ideologischen Ballast der Vergangenheit“ betrachtet werde und die Autorin „zu verblüffenden Schlüssen“ gekommen sei. Und auch die Betreuerin der Doktorarbeit, Jutta Allmendinger, spart nicht mit Lob, wenn sie das Buch in ihrem Vorwort als „vorbildlich“ und „virtuos“ ankündigt. Ulrich Kohler setzt im zweiten Vorwort sogar noch eins drauf und schreibt, dass die Studie „erstmalig ein umfassendes Bild der Geschichte des Suizids in der DDR“ zeichne.

Mit dem tatsächlichen Inhalt des Buches hat das alles wenig zu tun. Die Studie hinterfragt nicht die generelle Suizidrate der DDR, sondern beschäftigt sich lediglich mit regionalen Unterschieden. Die Autorin sucht nach Erklärungen dafür, dass Selbsttötungen in den Südbezirken und in Berlin häufiger waren als im Norden. Das ist ein Spezialproblem mit begrenzter Reichweite. „Hier wird Neuland betreten“, lobt Jutta Allmendinger. Das stimmt, aber die Parzelle ist recht klein.

Und auch die Art und Weise, wie das Neuland bearbeitet wird, ist im Kern nicht neu. Bereits 1897 untersuchte Émile Durkheim in seiner klassischen Studie „Le Suicide“ solche regionalen Unterschiede auf breiter Datenbasis. Der Soziologe erklärte diese vor allem mit dem Einfluss von Modernisierung und Desintegration, und ganz ähnlich argumentiert auch Ellen von den Driesch. Unter Verwendung der inzwischen verfeinerten statistischen Methodik weist die Autorin nach, dass sozialstrukturelle Faktoren zu den Unterschieden beigetragen haben. Konkret: Dass sich Menschen in den Nordbezirken der DDR seltener das Leben nahmen als im Raum Sachsen und Thüringen, hatte u.a. damit zu tun, dass dort die Menschen jünger waren, weniger Ehen geschieden und mehr Kinder geboren wurden, dass weniger Menschen in Städten lebten und weniger Frauen berufstätig waren. Eine Stichprobe im Jahr 1964 bestätigt außerdem Durkheims Beobachtung, dass religiöse Bindung mit niedrigeren Suizidraten einhergeht. Auch zeigen sich statistische Zusammenhänge zwischen Unterschieden in der Suizidrate der DDR-Bezirke und Merkmalen der Modernisierung wie Wohnungsneubau und Einzelhandelsumsatz.

Diese Ergebnisse sind im Kern der Forschungsertrag des Buches. Verblüffend sind die Erkenntnisse nicht, aber immerhin wird gezeigt, dass Durkheim – bei aller berechtigter Kritik an seiner konservativ-kulturkritischen Fixierung auf Religion und Familie inklusive seiner frauenfeindlichen Bemerkungen – in methodischer Hinsicht auch noch im 21. Jahrhundert produktiv gemacht werden kann. Darüber hinaus wird das erhobene Datenmaterial jedoch leider nicht auf die offenen Fragen zur Suizidrate angewendet und entsprechend gering sind die neuen Erkenntnisse für die DDR-Forschung bzw. die Suizidforschung generell. Die hohen Erwartungen, die das Buch und vor allem die Werbung des Verlages weckt, werden nicht eingelöst.

Dem Buch fehlt eine wirklich spannende Fragestellung. Stattdessen wird ausprobiert, womit sich die vorhandenen Daten korrelieren lassen, und allerlei Material assoziativ um den relativ kleinen Kern herum gruppiert. Und so verliert sich das Buch über weite Strecken in Exkursen, Abbildungen oder Tabellen, die lediglich der Ausschmückung dienen und keinerlei Erkenntniswert bieten. Welchen Sinn hat es, das Logo der SED, Walter Ulbrichts „Zehn Gebote“ oder ein Schaubild zum politischen System der DDR abzulichten, wenn diese im

Text überhaupt keine Rolle spielen? Auch eine seitenlange Collage aus Lehrbuchwissen über den SED-Staat dokumentiert vor allem das Halbwissen der Autorin. Statt aus der historischen DDR-Forschung gezielt jene Themen zu extrahieren, die für das Verständnis von Suizidalität wichtig sind, wird ein Mischmasch aus Wichtigem und Unwichtigem geboten. Ein Beispiel zur Illustration: Hinsichtlich der Friedlichen Revolution heißt es, dass am 9. Oktober 1989 70.000 „Oppositionelle“ um den Leipziger Ring marschierten. Während Erich Honeckers Rücktritt am 18. Oktober mit einem achtzeiligen Zitat herausgestellt wird, kommt das „Neue Forum“ im Text nicht vor. Letztlich könnte man über diese Passagen hinwegsehen, da das alles später im Buch sowieso keine Rolle mehr spielt, aber es wirft auch die Frage auf, wieso die Mechanismen der Qualitätssicherung im Campus-Verlag versagt haben.

Auch die Kompilation der bekannten Fakten zur Geschichte der Suizidforschung und -prävention in der DDR, die keine direkten Bezüge zu den später behandelten Themen Desintegration und Modernisierung herstellt, bietet keinerlei analytischen Mehrwert. Es mag auch wissenschaftlich klingen, wenn Fachbegriffe wie „Inzidenz“ und „Prävalenz“ definiert werden, aber wenn sie im gesamten Buch nirgends eine Rolle spielen, wirft das die Frage auf, was hiermit bezweckt werden soll.

Ebenso bleibt der am Ende angefügte Exkurs zum „Werther-Effekt“, wonach Suizide auch infolge Vorbildwirkung (etwa durch Filme oder Medienberichte) ausgelöst werden können, bloße Ausschmückung. Der Exkurs stellt keine Bezüge zur Geschichte der DDR her. Dabei hätte es hier durchaus etwas zum Diskutieren gegeben, seien es seltene lokale Suizidhäufungen (wie in Görlitz oder während der Zwangskollektivierung), oder das DDR-Suizid-Tabu.

Darüber hinaus gerät Kleinteiligkeit mehrfach zum Selbstzweck. So wird auf S. 108 ein Diagramm präsentiert, das die Häufigkeit von Studien zum Suizid in der DDR darstellt. Der Unterschied zu einem publizierten auf nahezu identischer Datenbasis beruhenden Diagramm besteht darin, dass jedes Jahr einen Balken hat, während das frühere Diagramm die Publikationen in Vierjahreszeiträume gruppiert hatte. Das neue Diagramm ist genauer, aber es verfolgt keine Absicht außer der, genauer zu sein, und führt zu keinen neuen Einsichten. Das Gleiche gilt für eine akribisch erstellte Liste aller belletristischen Werke der DDR-Literatur mit Suizidbezug, die bloßes Beiwerk bleibt.

Der Studie mangelt es zudem an einer tiefergehenden Diskussion des Forschungszusammenhangs. Jutta Allmendinger lobt zwar im Vorwort: „Vorbildlich ist nicht nur ihre Datensammlung, sondern auch der Forschungszusammenhang, in den sie ihre Arbeit stellt.“ So kann man aber wohl nur urteilen, wenn man die referierten Texte nicht kennt. Statt den Forschungsstand auf den Punkt zu bringen, werden Aussagen von Suizidforschern kompiliert, ohne diese quellenkritisch zu bewerten. Während die Autorin hinsichtlich ihrer eigenen Arbeit die Zuverlässigkeit ihrer Daten herausstreicht, fragt sie bei Studien anderer Forscher nicht, auf welcher Basis die Aussagen entstanden sind. Spekulationen stehen gleichwertig neben Ergebnissen empirischer Forschung. Im Verlauf von Debatten widerlegte Hypothesen werden ebenso referiert wie im Verlauf dieser Diskussionen gewonnene Einsichten. Einzelne Forschungsergebnisse werden verkürzt referiert; statt die vielen Faktoren, die wahrscheinlich zu einer niedrigen Suizidrate in DDR-Gefängnissen geführt haben, zu referieren, wird die Erklärung auf einen dieser Faktoren (totale Kontrolle) reduziert. Bei der Diskussion des in der DDR durch Reiner Hans Dinkel und Edmund Görtler festgestellten Kohorten-Effektes, der zeigt, dass in der DDR geborene Jahrgänge kaum noch höhere Suizidraten aufweisen als die korrespondierenden bundesdeutsche Jahrgänge, zeigt die Autorin, dass sie diesen nicht verstanden hat (S. 105). Sie verweist auf die erhöhten Suizidraten der jungen Generation der 1960er Jahre als vermeintliches Gegenargument, übersieht aber, dass es sich hier um vor 1950 Geborene handelt. Auch unterläuft der Autorin ein Fehler, wenn sie behauptet, dass die unterschiedlichen Einschätzungen der Suizidrate von Soldaten darauf zurückzuführen seien, „dass Grashoff die NVA-Suizidrate mit der Rate der DDR-Bevölkerung in der Altersgruppe von 20 bis 24 Jahren (vgl. Grashoff 2006: 83) vergleicht, Neubert hingegen mit der Rate der Gesamtbevölkerung.“ Weit gefehlt. Neubert hat überhaupt keine Suizidraten berechnet, sondern nur mit absoluten Zahlen argumentiert.

Zu den Schwächen im Verständnis des Forschungsstands kommen Fehlstellen. So macht die Autorin die „Forschungslücke“ größer als sie tatsächlich ist, indem sie die sozialhygienische Studie von Marita Schulze, die im Jahr 1969 die Suizidraten in den Bezirken der DDR untersucht hat, und die als Referenzpunkt von zentraler Bedeutung gewesen wäre, ignoriert.

Die gleiche additive und oberflächliche Vorgehensweise wie bei der Darstellung des „Forschungsstandes“ findet sich übrigens auch im Abschnitt über die DDR-Geschichte. So

werden diverse Angaben über die Opfer des Schießbefehls an der DDR-Grenze aufgelistet, und die Debatte, die um diese Zahlenangaben geführt wurde und zu einem immer besseren Kenntnisstand geführt hat, ignoriert.

Es war ohnehin keine gute Idee, das Buch als Geschichte des Suizids in der DDR zu bezeichnen. Die Sozialstatistikerin von den Driesch verbleibt innerhalb der Denkweise ihres Faches und vermag es nicht, Brücken zur historischen Disziplin zu bauen. Die Arbeit ist mithin, in Kontrast zum Lob der Doktormutter, eher ein Zeugnis gescheiterter Interdisziplinarität. Zwar wird der Verlauf der Suizidraten aller DDR-Bezirke zwischen 1952 und 1990 exakt berechnet, aber historische Erkenntnisse werden daraus nicht abgeleitet. Die Berechnungen der Autorin weisen nach, dass das Nord-Süd-Gefälle zum Teil ein Resultat der unterschiedlichen Altersstruktur ist, dass die Unterschiede sich aber nicht darauf reduzieren lassen. Die dann erstellten altersbereinigten Diagramme führen vor Augen, dass die Suizidraten im Bezirk Rostock generell niedriger waren als etwa im Bezirk Karl-Marx-Stadt. In Berlin fielen die Suizidraten ab Mitte der 1970er Jahre rapide ab. Können wir daraus etwas lernen über die DDR? Ellen von den Driesch sagt dazu nichts.

Stattdessen präsentiert die Autorin Streudiagramme, aus denen die Zeitdimension eliminiert ist. Daher können Auswirkungen historischer Ereignisse wie etwa des Mauerbaus ebenso wenig untersucht werden wie die Abweichung des Kurvenverlaufs der Hauptstadt vom Rest des Landes, oder zeitliche Veränderungen von Korrelationen.^[5] Die Eliminierung der Zeitdimension führt im Einzelfall zu einem Verlust von Information. So zeigt eines der Streudiagramme, dass in den Regionen der DDR, wo zwischen 1952 bis 1990 mehr Ehen geschieden wurden, auch mehr Suizide auftraten. Es gibt jedoch Grund zu der Annahme, dass sich der Zusammenhang von Suizid- und Scheidungshäufigkeit in den 1980er Jahren gelockert hat. Mit anderer Methodik hätte auch die historisch interessante Beobachtung, dass die Suizidraten nach 1961 in den an Berlin angrenzenden Bezirken anstiegen, mit dem genaueren Datensatz überprüft werden können. Der Klappentext des Campus-Verlages („eine systematische Analyse der Veränderungen der Suizidraten in der Deutschen Demokratischen Republik“) weckt falsche Erwartungen.

Auch die im Vorwort gelobte „Einbettung in die Zeitgeschichte der DDR“ findet so gut wie gar nicht statt. In der Diskussion der Ergebnisse werden kaum konkrete Bezüge zur

Geschichte der DDR hergestellt. Ob das Material auch neue Einsichten zum Verständnis der Ost-West-Unterschiede ermöglichen kann, wird nicht in Erwägung gezogen.

„Als sei das nicht genug, glänzt auch die methodische Expertise,“ lobt Allmendinger weiter. Sie hat offenbar nicht bemerkt, dass ihre Doktorandin bei ihrer Interpretation der eigenen Forschungsergebnisse den selbst gesetzten Standard nicht immer erfüllt. So unterläuft der Autorin ein „ökologischer Fehlschluss“, wenn sie den Einfluss von SED-Mitgliedschaft diskutiert. Sie verwendet als Referenzpunkt für ihre Ergebnisdiskussion die These, dass die Suizidalität in der SED geringer war. Diese These beruht auf insgesamt fünf Stichproben, welche jeweils einen unterdurchschnittlichen Anteil von SED-Mitgliedern an den Suiziden zeigten. Demgegenüber bedeutet die von Frau von den Driesch gefundene Korrelation von SED-Mitgliederzahl und Suizidrate lediglich, dass es in Bezirken mit relativ vielen SED-Mitglieder viele Suizide gab. Aus dem Ergebnis, dass sich in Bezirken mit einem hohen Anteil an SED-Mitgliedern mehr Suizide ereignet haben, kann aber keineswegs gefolgert werden, dass sich dort tatsächlich mehr Genossen das Leben genommen haben. Tragischerweise ist der Autorin das „Problem des Rückschlusses der vorgestellten Korrelationen auf die Individualebene“ (S. 258) durchaus bewusst, sie beachtet es aber in diesem Fall nicht. Trotzdem ist dieses Ergebnis interessant. Weiterführende Forschungen könnten prüfen, ob es tatsächlich Verzweiflungstaten von Genossen waren, die in Bezirken mit vielen SED-Mitgliedern zu erhöhter Suizidalität führten, oder ob hier ein indirekter Effekt vorlag. Das Gleiche gilt für den Befund, dass Bezirke mit hohen Frauenerwerbsquoten eine hohe Suizidalität aufwiesen. Auch hier kann keinesfalls, wie das Ellen von den Driesch versucht, auf individuelle Suizidursachen geschlossen werden, zumal bisherige Studien keine erhöhte Suizidalität erwerbstätiger Frauen zeigten. Auch hier könnte es sich (zumal die weibliche Berufstätigkeit nicht mit der weiblichen, sondern der Gesamt-Suizidrate korreliert wurde) um einen indirekten Effekt handeln, etwa dahingehend, dass in den Regionen mit stärkerer Frauenberufstätigkeit die familiären Bindungen aufgelöst wurden, was zu mehr Einsamkeit unter älteren Menschen geführt haben könnte.

Der Fauxpas des ökologischen Fehlschlusses verweist auf ein grundsätzliches Problem. Wie konkret könnten Einzelhandelsumsatz, Wohnungsbau oder Leben in einer Stadt die Neigung von Menschen zum Suizid beeinflusst haben? Statistische Korrelationen begründen meistens

nur einen Anfangsverdacht, die eigentliche Arbeit beginnt hier erst. Ellen von den Driesch bleibt hier oft auf halber Strecke stecken. Die aufwendige Recherche, die von den Driesch betrieben hat, ist loblich – glücklicherweise ist es ihr sogar gelungen, die geplante Vernichtung der Unterlagen im Bundesarchiv zu verhindern. Nur, was nützt die Recherche, wenn damit keine wichtigen Fragen einhergehen? Leider ist der Datensatz für das Verständnis der Ursachen von Suiziden nur begrenzt nützlich, weil keine zusätzlichen Informationen über die Suizidenten selbst erhoben wurden. Hierfür hätten zum Beispiel die Akten der Kriminalpolizei der Bezirke Dresden und Potsdam genutzt werden können, in denen Originalunterlagen zu Suiziden für jeweils mehrere Jahrgänge enthalten sind.

Irreführend ist schließlich die Behauptung, Ellen von den Driesch hätte die verloren geglaubten Suizidstatistiken der DDR entdeckt – ein angeblich sensationeller Fund, den Ulrich Kohler in seinem Vorwort gar mit der Entdeckung der vermeintlichen Hitlertagebücher im Jahr 1983 vergleicht, nur mit dem Unterschied, dass diese Statistiken echt sind. Tatsächlich sind die Suizidraten der DDR aber seit Jahren bekannt. Die nach Alter und Geschlecht aufgeschlüsselten Suizidraten der DDR wurden 1998 von Werner Felber und Peter Winiecki publiziert. Was die Autorin entdeckt hat, sind die *Einzeldaten* der Bezirke. Sie hat daraus nun die Gesamtraten neu berechnet, und festgestellt: Die Staatliche Zentralverwaltung für Statistik hat richtig gerechnet. Die bisher in der Forschung verwendeten Daten sind also valide. Auch dieses Ergebnis ist nicht „verblüffend“. Dass es keinen Anlass gab, die seit 1963 geheim gehaltenen Suizidstatistiken zu fälschen, ist ohnehin schon lange Konsens in der Forschung. Sowohl eine 1977 in Ost-Berlin erstellte Geheimstudie als auch nach 1990 erfolgte retrospektive Überprüfungen der DDR-Todesursachenstatistik haben gezeigt, dass die Erfassung der Suizide in der DDR recht verlässlich war und eine im internationalen Vergleich geringe Dunkelziffer im Bereich bis zu 25 Prozent aufwies. Keine dieser vier Studien wird im Buch erwähnt. Da die Validität der verwendeten Statistiken als eine der größten Qualitäten der Studie heraus gestellt wird, überrascht es, dass der Forschungsstand gerade in diesem wichtigen Punkt vernachlässigt wird. Auch der Prozess der Erhebung der Daten wird nur akribisch beschrieben, aber kaum kritisch hinterfragt. Bei der Darstellung des statistischen Erfassungsprozesses werden die Eingriffe der SED in die statistische Praxis nur oberflächlich behandelt. So ist es wohl auch zu erklären, dass im Buch durchgängig 1961 als Beginn der Geheimhaltung angegeben wird,

während der Ministerrat den Beschluss dazu erst 1963 fasste. Ob etwa Veränderungen im Erfassungsverfahren die Suizidrate beeinflusst haben könnten, wird nicht diskutiert. Ein solcher Anfangsverdacht besteht zum Beispiel für das Jahr 1968.

Die Diskrepanz zwischen den Lobreden und dem Inhalt des Buches wirft die Frage nach der Preisvergabe-Praxis im akademischen Betrieb auf. Angesichts der genannten Schwachpunkte ist unklar, aufgrund welcher Kriterien das Buch mit dem Nachwuchspreis der Deutschen Gesellschaft für Demographie und dem Preis der Universitätsgesellschaft der Uni Potsdam für die herausragende Dissertation 2020 ausgezeichnet wurde. Eine zweite, kritische Lektüre des Textes hätte der Doktorandin wahrscheinlich mehr geholfen als die Übersättigung mit Auszeichnung und maßlosem Lob.

Ich möchte mit einem Formulierungsvorschlag für einen anderen Klappentext schließen: Das vorliegende Buch ist eine in der Tradition von Durkheim stehende soziologische Studie zu regionalen Unterschieden der Suizidhäufigkeit in der DDR. Mit statistischen Korrelationen wird auf zuverlässiger Datenbasis gezeigt, dass diese Unterschiede durch Indikatoren sozialer Desintegration und Modernisierungsprozesse erklärt werden können.